

Tiere kommunizieren miteinander, aber können sie denken?

Reinhard Brandt

Alle Gaben dieser Welt den Tieren! „Wir Tiere!“ ist der werbewirksame Slogan, den Menschen ersinnen, um zu demonstrieren, dass sie zur solidarischen Mensch-Tier-Welt gehören. Tiere können alles, fühlen und denken wie wir, sie helfen sich und anderen und sind freudig und fromm ohne Kirche. Die nachhaltige Theorie der menschlichen Gesellschaft von Jürgen Habermas stellt die *Kommunikation* in den Vordergrund. Menschen sind durch Kommunikation miteinander verbunden, sei es in direkter Rede oder durch Vermittlung der immer stärker werdenden Medien. Derselbe Begriff kann benutzt werden für die einfachen oder raffinierten Zeichen, mit denen Tiere kommunizieren, so dass die Linie von den Tieren zu den Menschen mühelos durchgezogen werden kann, es fehlen nur noch einige Details beim Übergang. Wer hier den Atem anhält, setzt sich schon ins Unrecht gegen die vereinten Tiere und Menschen. Die Forschung fasziniert uns mit ihren Entdeckungen auf dem Gebiet des allgemeinen Verhaltens oder der speziellen Kommunikation, seien es die Delphine oder Vögel und Landtiere oder auch die Superorganismen, die immer besser erforscht werden. Der Begriff der Kommunikation lässt es offen, ob eine intentionale Handlung beim Sender von Zeichen vorliegt oder ob die Zeichen Ausdrucksformen sind, die erst in einer geeigneten Umwelt als intendiert rezipiert werden.

Die Waldtiere stieben auseinander, wenn der Häher einen bestimmten Laut ausstößt; sie wurden von ihm gewarnt, meint man, aber der Häher hat keinen Begriff von einer Warnung und keine aramäisch oder englisch verfasste „theory of mind“; er ruft, auch wenn niemand im Wald ist. Die Zeichen selbst sind über die ganze Palette der Rezeptoren verteilt, es können Duftmarken oder Laute und optische Zeichen sein oder auch Sinne betreffen, über die die Menschen nicht verfügen, die sie aber künstlich rekonstruieren können. Ohne ein ausgeklügeltes System der Kommunikation hätten sich die Superorganismen nicht entwickeln und erhalten können, auch die Schwarmbildung von Fischen, Landtieren und Vögeln ist eine Funktion der Kommunikation. Unsere Zusatzüberlegung: *Alle Tier-Kommunikation ist eine erweiterte Raumbesetzung*, durch die sich die Tiere anziehen und verteidigen, sie ist wie ein imaginärer Körper, der sich mit anderen Mitteln als mit der physischen Erfüllung fortsetzt. Das ist das Faszinierende an der Zeichenwelt der Tiere: Sie erweitert die körperliche Präsenz in den präsenten Raum hinein und lässt das einzelne Tier gegenwärtig sein, wo es nicht ist. Der hier ausgesandte Ruf wird dort hinten als Lockruf gehört, der hier ausgestoßene Schrei wird dort hinten als Warnung wahrgenommen. Die Tiere schaffen sich durch ihre Zeichen einen erweiterten Leib und benutzen ihn zum Überleben. Dies ist Menschen und Tieren gemeinsam.

Zur *psychischen Ausstattung* von Tieren zwei weitere Bemerkungen. Verfügen Tiere über Bewusstsein? Selbstverständlich. Ein Hund fiel in Ohnmacht, als der Tierarzt ins Wartezimmer kam; der Arzt kann die Ohnmacht auch durch ein chemisches Mittel herbeiführen. In beiden Fällen wacht das Tier nach einer gewissen Zeit auf, wir sagen: es gewinnt sein Bewusstsein wieder. Dieser Begriff des Alltags hat jedoch nichts zu tun mit dem neuzeitlichen Bewusstseinsbegriff (Descartes, Kant), nach dem Tiere kein Bewusstsein haben; es ist ein Kunstbegriff der Philosophie, der für unsere Alltagsansicht wenig überzeugend ist. Wir sprechen im Alltag den Tieren Bewusstsein zu, wenn sie nicht ohnmächtig sind, sondern hellwach hierhin und dorthin laufen,

das ist alles. Dabei denkt niemand an mittelalterliche oder cartesische Substanzen, sondern meint nur, dass es Lebewesen gibt, die empirisch das Bewusstsein verlieren und gewinnen können und von denen wir sagen können, es sei traumatisiert und müsse in einer besonderen psychiatrischen Klinik behandelt werden. Umgekehrt: Virchow konnte in seinen Mitmenschen keine Seele entdecken so wenig wie die jetzige Hirnforschung; wir finden sie ohne Seziergeräte umgekehrt sowohl in Tieren wie Menschen. Dem Bewusstsein ist notwendig das Selbstbewusstsein zugeordnet. Das Tier spürt Lust und Schmerz als Ganzes, so wie das Pferd als Ganzes zum Sprung über die Hürde ansetzt.

„Der ganze Mensch“ lautet der Titel eines Sammelbandes von Hans-Jürgen Schings. Vom „ganzen Menschen“ wird im *Neuen Testament*¹ gesprochen, die Rede vom „ganzen Tier“ ist mir nicht bekannt, ich möchte aber auf der Sachhaltigkeit dieser Formulierung bestehen; das Tier kann über Selbstbewusstsein verfügen, es kann sich seiner im Rahmen seiner mentalen Fähigkeiten bewusst sein, als Ganzes. Nicht jedes Tier, aber in den höheren Gattungen, wie wir sagen. Zweitens soll auf eine mentale Ausstattung von Tieren hingewiesen werden, die uns sogleich, wenn sie benannt wird, vertraut vorkommt, die wir uns jedoch selten klar machen. Es ist die bei höheren Tieren evidente Ausstattung des Bewusstseins der Tiere mit einer je subjektiven Raumbühne. Das Pferd, das zum Sprung ansetzt, muss Höhe und Weite antizipieren und auf seiner *Raumbühne* perspektivisch vorsehen. Das Tier, das um eine Mauer herumläuft, um zu seinem Fressen zu kommen, imaginiert den Ort seiner Nahrung und den möglichst kurzen Weg dorthin; sehen kann er ihn nicht. Diese perspektivische Raumbühne ist uns vertraut aus unserem eigenen Bewusstsein, wenn sie auch selten thematisiert wird, wir tun so, als lebten und bewegten wir uns ohne subjektives Zwischenstück im objektiven Weltraum. Aber das trifft nicht zu. Alle unsere Raumvorstellungen sind perspektivisch-subjektiv geordnet, und ebenso ist es bei Tieren, erst mit den Geometrie-Aufgaben und den nachfolgenden Methoden objektiver Raumbestimmungen werden Merkmale des Raumes vorgestellt, den wir für objektiv halten, bis wir Physik studieren.

Zu den wohlvertrauten Ausstattungen der höheren Lebewesen gehören die Empfindungen oder Wahrnehmungen der Nah- und Fernsinne. Der Hund riecht und sieht und imaginiert das Brot und den Braten. Diese Wahrnehmung wird gewöhnlich als eine sinnliche Leistung der Unterscheidung rekonstruiert, und wir denken uns dieses „krinein“ als konstitutiv für die Wahrnehmung; es wird in ihr etwas von etwas gänzlich oder spezifisch anderem unterschieden, etwa die Farbe von den Geräuschen und von anderen Farben. Diese Unterscheidung ist sinnlich immanent, sie hat nichts zu tun mit der Denkleistung, in die die Negation involviert ist. Klar wird dies bei Aristoteles und seiner raffinierten Analyse der Sinnlichkeit, die gegen das Denken abgesetzt wird. Tiere sind vielfältig auf die Unterscheidung von oben und unten und rechts und links angewiesen, aber dieses Unterscheiden ist keine denkerische Leistung, wenigstens nicht, wenn man sich ungefähr an die tradierte Wortbedeutung hält. Würmer denken nicht, und Denken ist nicht unterschieden, tout court – es fehlt das Wesentliche, was das Denken von anderen unterscheidenden Tätigkeiten auszeichnet. Die Sinnlichkeit ist gemäß Platon und Aristoteles den selbstbeweglichen Tieren zugänglich, das Denken dagegen ist nach ihnen sehr vernünftig den Menschen vorbehalten.

Die menschliche Sprache ist eine Form der Kommunikation, aber welche? Sie muss in der Menschheitsentwicklung irgendwann eingesetzt haben so wie jedes Organ der lebendigen Natur. Schon vor Darwin wurde zwar mit dem Gedanken einer natürlichen Genese der Sprache experimentiert, aber die Ergebnisse dieser Überlegungen von Lukrez oder Rousseau oder Herder konnten nicht überzeugen: Wie gelingt der Überschnitt vom Jaulen und Pfeifen und Blöken zum Denken und Sprechen, von der Physiologie und Psychologie zur *Logik*? Darauf finden wir keine Antwort, und es nicht einmal die Frage genau gestellt. Auszuschließen sind

demnach die schon antiken Versuche, die Lautbildung der Tiere zugrunde zu legen und sie sich dann in Richtung menschlicher Sprache allmählich entwickeln zu lassen. Nach Alexander von Humboldt ist der Sprachsinne die dem Menschen angeborene Fähigkeit, Sprachen zu sprechen und zu bilden.² Mit dieser göttlichen Geburtsurkunde kann man in der heutigen Wissenschaft nichts mehr anfangen, man muss sie annullieren und durch das Postulat einer irdischen Entwicklung ersetzen. Wie kam der Mensch zur Sprache und zum Denken unter den harten Bedingungen der natürlichen Auslese? Die Frage steht unausweichlich mit Darwin auf der Agenda, und sie ist bis heute nicht im Konsens gelöst.

Bevor wir zu einem Vorschlag der Genese des Sprechens oder mitteilbaren Denkens übergehen, muss noch festgesetzt werden, was genau gesucht wird, was wir unter Sprechen und dem mit ihm verbundenem Denken verstehen. Nicht jedes Plappern und Lispeln und Bellen mit der Unterstellung, der Hund denke jetzt, da komme jemand, ist ein Ausweis des Denkens. Die Affenmutter mahnt ihr Kind, aber das geschieht ohne eine Denkleitung und Moral. Wir nehmen dagegen an, dass die Möglichkeit, dass die z. B. hier niedergelegten Gedanken anderen Menschen als solche mitgeteilt und dass sie verstanden werden, zu jeder Sprache gehört. Sodann die Referenz auf etwas, was dieses Mitgeteilte selbst nicht ist, also ein sprachexternes „Das da“. Es muss von allen Angesprochenen sprachunabhängig identifizierbar sein. Und die Negation: „Tiere (sc. nicht-menschliche) können denken“ – „Tiere können nicht denken“: Sprachliche Äußerungen sollen damit widerspruchsfähig sein und den logischen Regeln unterliegen, alles im Gegensatz zum Singsang der Tiere, aber auch zu deren Duftmarken und Überschall-Schreien. Besonders die Operation der Verneinung ist bei Tieren nach den bisherigen Forschungen nicht zu finden. Nichts in der Natur, auch nicht die tierische Kommunikation, kann verneinen und sich selbst widersprechen und sich dazu durchringen, etwas als wahr oder falsch zu beurteilen. Tiere verfügen über psychologische Verläufe, aber kennen keine *Logik*. Wir warten auf Gegenbeweise, von Seiten der Tiere oder auch der menschlichen Kollegen.

Die Genese der Sprache und des Denkens in dem hiermit abgesteckten Sinn findet unter bestimmten Bedingungen statt, die die Forschung näher eruiert. Es muss ein Kranz von Vorleistungen der Natur erfüllt sein, die nicht schon unter der Vorsorge einer Ausstattung der Menschen mit bestimmten mentalen Kapazitäten und den physischen Mitteln stehen sollen; wir können nicht mit einer vorausplanenden Natur rechnen, wie dies z. B. in der antiken Stoa oder auch der neuzeitlichen Physikotheologie möglich war.

Nehmen wir an, der Mensch kann aufrecht gehen und lebt nicht mehr im Urwald, sondern in einem offenen Raum der Steppe oder Savanne. Nehmen wir weiter an, der Mensch kann das rohe Fleisch seiner Beute kochen und braucht keine starken Kiefer, sondern kann den Mund zur Artikulation von Lauten benutzen. Ob es dereinst eine Geschichte der Artikulation geben wird? Vielleicht, aber wir werden ihr nicht nachtrauern, denn ihre reale Entwicklung gibt es ganz sicher, ob erforscht oder unerforscht. Akzeptieren wir des Weiteren die These der Forschung, dass der Mensch mit dem aufrechten Gang auch die Fähigkeit entwickelt hat, mit einer der freigewordenen Hände zu zeigen; heute kann dies jedes Kleinkind und tut es mit Vergnügen, während die Tiere (ohne besonderes Training) nur auf den ausgestreckten Finger blicken. Mit dem Zeigegestus wird etwas Auffälliges dahinten ausgemacht und in den Fokus der Aufmerksamkeit der Hordenmitglieder gerückt.

Das Zeigen auf etwas, das in der Horde bekannt ist (der Löwe dort, nicht seine Zahnücke, please), hat einen eigentümlichen epistemischen Status. Es wird von allen Menschen global verstanden; es bezieht die Aufmerksamkeit der Umstehenden intentional auf ein Etwas, das also für jeden identisch ist und damit als unabhängig

von der spezifischen Sicht des zeigenden Mitglieds, unabhängig auch von wechselnden Bedürfnissen der Individuen. Vielleicht kann man von einem Proto-Objekt sprechen. Es begegnet nicht in der Palette der Sinnesorgane und der diversen Kommunikationsformen, mit denen Lebewesen vernetzt sind. Insofern ist das Zeigen kein Ausgeben eines natürlichen Zeichens, sondern ein erster symbolischer Akt.

Die Dominanz der analytischen Philosophie führt dazu, dass dieser Eröffnungsakt der Subjekte zu einem externen Gegenstand nicht in seiner Neuigkeit begriffen wird. Es wird so weggedacht wie die Kantische Entdeckung einer den Begriffen gleichwertigen autonomen Sinnesform überhaupt. Raum und Zeit sind durch keine Begrifflichkeit erreichbar, niemand kann erklären, was sie sind. Was ist die Zeit? Wenn ich gefragt werde, weiß ich es nicht. Was ist der Raum? Wenn ich gefragt werde, weiß ich es nicht, aber ich kann ihn durchschreiten. Es existieren nur die analytischen Begriffe mit ihren Vernetzungen, die uns jedoch trotz Chomsky und Pinker nicht zum Denken und Sprechen führen. Das Hinsehen und das räumliche Zeigen lassen sich durch keine noch so komplizierten Begriffskonstruktionen ersetzen. Wer an die Stelle des Zeigens und Hinsehens das Dechiffrieren analytischer Formeln setzt, wird entsprechend nie zum Ursprung menschlichen Denkens und Sprechens gelangen.

Die Entdeckung einer optisch auffälligen Bewegung am Horizont ist natürlich in eine affektive Erregung involviert, die Entdeckung wird durch das Zeigen allen anderen mitgeteilt, und die einzige Möglichkeit einer Intensivierung und Präzisierung ist die lautliche Äußerung, das Rufen. Kein anderer Sinn kann noch mobilisiert werden. Die lautliche Äußerung selbst kann an die Affektlaute im Nahbereich anknüpfen und allmählich ein bestimmtes Profil gewinnen, das dann von allen anderen auch in bestimmter Weise rezipiert wird; der Laut wird allmählich zum Wort mit der Referenz im Anschluss an das Zeigen. Und hier die Negation; die rudimentäre Aussage provoziert den Einspruch eines der umstehenden Hordenmitgliedes. Hiermit sind die entscheidenden Schritte getan. Der Laut, der das Gezeigte akustisch markiert; er wird durch einen weiteren Laut charakterisiert als Anzeige von Gefahr, sodann der Einspruch, der das „ist“ negiert: „ist nicht“. Mit dieser leicht nachvollziehbaren Struktur haben wir das Gebiet der bloß natürlichen Phänomene verlassen, haben ein Urteil gebildet und sind übergetreten in die Logik. Es handelt sich natürlich nicht um ein einmaliges Ereignis, wie immer wieder unterstellt wird, sondern um einen Handlungstyp, der sich wiederholt und sedimentiert. Nur so kann die skizzierte Situation relevant werden. Das mitteilbare Denken ist auf die Urteilsstruktur angewiesen, ob es sich nun um moralische Direktiven, Wünsche, Gebete oder andere nicht-animalische Äußerungen handelt; es muss immer ein Etwas dasein, *über* das gedacht und gesprochen wird, die Mitteilung ist auch dann öffentlichkeitsfähig, wenn sie sich intim einem Du zuwendet, von Angesicht zu Angesicht. Wenn die Äußerungen spezifisch menschlich sein sollen, stehen sie dennoch unter der Obhut der Logik.

Zur Negation: Sie wird bei Aristoteles der Bejahung zur Seite gestellt, und wer die ersten Rudimente des Sprechens und Denkens aufsucht, wird das Bejahen und Verneinen gleichermaßen an den Anfang stellen. Eine formale Logik ohne Negation ist problemlos möglich, aber das ist hier nicht die Frage. Wir suchen nach einem Denkvorgang, dessen öffentliche Mitteilung wir *Sprechen* nennen. Dieses Sprechen soll in die Öffentlichkeit integriert sein; damit ist die bloße Addition positiver Aussagen überwunden durch eine Rückbeziehung anderer Sprecher auf die erste Aussage; der gesuchte Akt ist keine beliebige weitere Aussage, auch kein Echo in der Weise des Nachplapperns, sondern der Negation, die alternativ auch eine Bejahung sein kann. Alle weiteren Schritte des Denkens und Sprechens sind Ausdifferenzierungen dieses Beginns. Es scheint, dass es zu dieser Rekonstruktion der Sprach- und Denkgeneese keine Alternative gibt.

Literaturverzeichnis

Brandt, Reinhard (2009): *Können Tiere denken? Ein Beitrag zur Tierphilosophie*, Frankfurt am Main

Brandt, Reinhard (2013): *Können Tiere sich widersprechen?* In: Philosophicum Lech. *Tiere. Der Mensch und seine Natur*, hrsg. von Konrad Paul Liessman, Wien, 174-226.

Reinhard Brandt (2013): *Wahrnehmen, Fühlen, Verhalten, Denken – was können Tiere?* In: Peter Janich (Hrsg.): *Der Mensch und seine Tiere*, Stuttgart.

Welsch, Wolfgang (1987): *Aisthesis. Grundzüge und Perspektiven der Aristotelischen Sinneslehre*, Stuttgart.

Trabant, Jürgen (2012): *Weltansichten. Wilhelm von Humboldts Sprachprojekt*, München.

(Endnotes)

1 NT

2 Trabant 2012, 256.

Zum Autor

Prof. Dr. Reinhard Brandt, geb. 1937. Bis 2002 Prof. für Philosophie an der Universität Marburg. Zahlreiche Gastprofessuren, u. a. in Canberra, Caracas, Padua, Rom, München; Christian Wolff Prof. in Halle; Mitglied der Wissenschaftlichen Gesellschaft an der Universität Frankfurt, korr. Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen; Wissenschaftskolleg Berlin 2005.

Kontakt: brandt2@staff.uni-marburg.de